XXIII.

Bemerkungen zur Abfassungszeit und zur Methode der Amphibolie der Reflexionsbegriffe.

Von

Edgar Zilsel in Wien.

Dieses Kapitel des Kantischen Hauptwerkes, fällt, wie Kant schon durch den Druck hat hervorheben lassen, in vier Abschnitte auseinander.

Der letzte Abschnitt behandelt die vier Arten des Nichts und hat mit der Amphibolie gar nichts zu tun; darum werde ich ihn überhaupt nicht besprechen. Die ersten drei Abschnitte, wovon der mittlere „Anmerkung zur Amphibolie der Reflexionsbegriffe“ überschrieben ist, behandeln dreimal dasselbe Thema, stellen sich aber ein jeder anders zum Noumenon. Für diese kompositionstechnische Ausnahmestellung des ganzen Kapitels sowie für seine Überschrift als „Anhang“, die andeutet, daß es keinen notwendigen, keinen tragenden Bestandteil der systematischen Kritik bildet, gebe ich folgenden Erklärungsversuch, den ich zu begründen haben werde:

Der erste Abschnitt ist 1771, 10 Jahre vor Veröffentlichung der ersten Ausgabe geschrieben, der zweite und dritte Abschnitt sind ergänzende Überarbeitungen aus späteren Jahren.

Abgesehen von einem gewissen historischen Interesse, das dieser Feststellung an sich zukommt, soll sie zeigen, welche Schriften Kants zum Verständnis der Amphibolie heranzuziehen sind, anderseits aber, selbst ein Licht auf die Entstehungsgeschichte der Kategorien werfen.

Übrigens nennt schon Vaihinger in seinem Kommentar an einer Stelle (II, S. 529) das vorliegende Kapitel „eines der frühesten der ganzen Kritik“. Freilich ganz en passant, ohne jede nähere Begründung und Abgrenzung.

Ich gehe an die Besprechung des ersten, ältesten Abschnitts.

Die ersten zwei Absätze geben eine Definition des Ausdrucks Reflexionsbegriff, 1. dem Inhalt, 2. dem Umfange nach.

Die Überlegung oder Reflexion ist nach Kant nicht auf die Erkenntnis der Dinge gerichtet, sondern auf die „S u b j e k t i v e n Bedingungen, unter denen wir zu Begriffen gelangen können“ auf das „Erkenntnisvermögen, in das die gegebenen Vorstellungen gehören“, d. h. auf die Frage: Verstand oder Sinnlichkeit? Kant erwähnt, daß Neigung und Gewohnheit unsere Urteile fälschen. Das spricht für meine Datierung, denn derartige Untersuchungen sind schon in der Einleitung zur transzendentalen Logik (Kr. d. r. V., S. 78 ¹⁾) als zur angewandten Logik gehörig aus der Kritik vollkommen ausgeschieden worden.

Dieser Passus über Neigung und Gewohnheit muß also zu einer Zeit geschrieben sein, da Kant sich über die Abgrenzung des Inhalts der Kritik noch nicht klar war.

Kant fährt fort, daß nicht alle Urteile einer Untersuchung nach den Gründen ihrer Wahrheit bedürfen und führt als Beispiel die geometrischen an. Auch das entspricht nur einem sehr jugendlichen Stadium des Kritizismus. Der reife Kritizismus fordert für alle Urteile eine Untersuchung und besonders für die a priori. Ich erinnere nur an die ganze Problemstellung der Einleitung: „Wie sind synthetische Urteile a priori überhaupt möglich?“ ferner an die Deduktion der Kategorien und die dort (Kr. d. r. V., S. 106) erwähnte Forderung nach einer transzendentalen Deduktion des Raums, die auch durch einen Zusatz der zweiten Ausgabe (Kr. d. r. V., S. 53) zur Ästhetik erfüllt worden ist.

Doch zurück zur Amphibolie. Kant meint also:

Nicht alle Urteile bedürfen einer Untersuchung, wohl aber bedarf „jedes Urteil, ja jede Vergleichung“ — die also Kant vom Urteil abtrennt und geringer wertet — einer Reflexion nach der Provenienz (d. h. Sinnlichkeit oder reiner Verstand) der verglichenen Begriffe. Diese Überlegung nennt er eine transzendente.

Es folgt die Aufzählung des Umfangs der Reflexionsbegriffe, nämlich:

¹⁾ Zitate aus der Kritik der reinen Vernunft nach der Ausgabe von Kehrbach (Reclam).

1. Einerleiheit und Verschiedenheit, 2. Einstimmung und Widerstreit, 3. Inneres und Äußeres, 4. Materie und Form.

Merkwürdigerweise fehlt ganz im Gegensatz zur Kategorientafel jede Begründung für die Vollständigkeit dieser Tafel der Reflexionsbegriffe, ein Mangel, den sie mit der Aufstellung der Anschauungsformen in der Dissertation von 1770 und der Ästhetik gemeinsam hat. Noch auffallender fehlt auch jede Gruppierung nach Kategorien²⁾. Aber für jeden, der weiß, wie die Kategorientafel in der kritischen Periode die Disposition für alles abgeben muß, folgt daraus, daß Kant die Amphibolie nicht nach der Kategorientafel konzipiert haben kann.

Nun wissen wir aber aus einem Brief Kants an Markus Herz vom 21. Februar 1772, daß er um diese Zeit die Kategorientafel schon kennt; anderseits nennt der vorliegende Abschnitt schon Raum und Zeit Anschauungsformen, muß also nach der Dissertation, d. h. nach 1770 geschrieben sein. Somit ist seine Abfassungszeit zwischen die Grenzen 1770 und Februar 1772 eingeschlossen. Dazu stimmt wunderschön, daß Kant am 7. Juni 1771 an denselben Herz schreibt, er sei mit der Ausarbeitung eines Werks beschäftigt, mit dem Titel: „Die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft“, ein Titel, der diesem Abschnitt wie angegossen paßt. Übrigens ist die Trennung des mundus sensibilis und intelligibilis schon Hauptinhalt der Dissertation und das Problem, das Kant in dieser Zeit (wohl aus ethischen Gründen) am meisten beschäftigte. Ich glaube meine Datierung (1771) schon jetzt sehr wahrscheinlich gemacht zu haben.

Im nächsten Absatz erläutert Kant das Gesagte an dem Beispiele der ersten Paare der Reflexionsbegriffe. Er sagt:

Aus dem Verhältnis der Einerleiheit resultiert ein allgemeines Urteil. Ebenso erzeugt das Verhältnis der Verschiedenheit besondere Urteile. Hier drängt sich ein Vergleich mit der Urteilstafel im Leitfaden der Entdeckung der reinen Verstandesbegriffe auf. Dort zählt Kant aber in der Rubrik Quantität neben den allgemeinen und besonders auch die einzelnen Urteile auf. Hier in der Amphibolie fehlen

²⁾ Dagegen sagt Schopenhauer im Anhang seines Hauptwerkes, in der Kritik der Kantischen Philosophie von den Reflexionsbegriffen: „Ihre Vierzahl entspricht den Kategorientiteln, daher werden sie unter die Leibnizschen Hauptlehren verteilt, so gut es gehen will.“ Das geht sehr gut; mit der Beziehung auf die Kategorien will es nicht gehen.

diese. Aus dem Verhältnis der Einstimmung und des Widerstreites resultieren in der Amphibolie die bejahenden resp. die verneinenden Urteile. Die unendlichen fehlen wieder. Hätte Kant, als er dies schrieb, die Urteilstafel schon gekannt, dann hätte er diese beiden Auslassungen begründen müssen, umsomehr, da er bei der Aufstellung der Urteilstafel die dem Logiker ungewohnte Einführung der einzelnen und der unendlichen Urteile besonders motiviert.

Eine weitere Stütze meiner Datierung ist die Methode der Amphibolie, die die Tafel der Reflexionsbegriffe der Einteilung der Urteile vorausgehen läßt, während der reife Kritizismus umgekehrt die Urteilstafel zum Leitfaden der Entdeckung der reinen Verstandesbegriffe macht.

Stilistisch interessant und wieder eine Stütze meiner Datierung ist die Bemerkung, daß Kant im ersten Abschnitt der Amphibolie den Ausdruck „Tafel“ der Reflexionsbegriffe noch nicht gebraucht.

In der Amphibolie fährt Kant fort:

Wenn es uns aber nicht auf das Verhältnis von Begriffen zueinander, sondern auf das ihrer Inhalte, der „Dinge selbst“ ankommt, dann müssen wir erst wissen, ob die verglichenen Begriffe zur Sinnlichkeit oder zum Verstande gehören. Um das zu ermitteln, bedarf es einer transzendentalen Reflexion. Sinnlichkeit und Verstand werden hier (S. 240) genau wie in der Dissertation als verschiedene „Erkenntnisarten“ völlig voneinander getrennt, während im reifen Kritizismus doch erst ihre Vereinigung Erkenntnis ergeben soll.

Bedeutsam war im besprochenen Absatz auch die Bezeichnung der „Dinge selbst“ als Inhalt der Begriffe. Umfang läge näher. Dieser Passus erklärt sich durch die weite Bedeutung des Terminus Begriff bei Kant, aber auch durch eine gewisse Unklarheit. Man merkt, Kant kennt hier die synthetische Einheit der Apperzeption noch nicht. Denn im reifen Kritizismus ist ja bekanntlich der „Gegenstand“, der offenbar mit dem Ausdruck das „Ding selbst“ gemeint ist, nichts anderes als die nach einer Regel notwendige, synthetische Einheit des Mannigfaltigen, könnte also nicht der Inhalt eines Begriffs genannt werden. Noch weniger würde dieser Ausdruck aufs Ding an sich passen, von dem übrigens hier nicht die Rede ist. Vielmehr ist diese Trennung der Verhältnisse zwischen Begriffen gegen die Verhältnisse zwischen den Dingen selbst identisch mit der Unterscheidung

des *usus intellectus logicus* (Begriffsverhältnisse) von dem *usus intellectus realis* (Dingverhältnisse) in der Dissertation (§ 5).

Aus dem besprochene Absatz (Kr. d. r. V., S. 240/241) will ich nun Folgerungen auf die psychologische Entstehung eines der wichtigsten Gedanken der kantischen Erkenntnistheorie ziehen. Wieso kam Kant darauf, eine Urteilseinteilung als Leitfaden zur Aufstellung der Kategorien zu benützen und dann aus diesen das Objekt-sein, die Gegenständlichkeit abzuleiten? Der Versuch, diese Frage aus dem besprochenen Absatz der Amphibolie zu beantworten, erfordert, daß ich die entscheidenden Stellen nochmals hervorhebe: „Vor allen objektiven Urteilen vergleichen wir die Begriffe“ nach den angeführten vier Gegensatzpaaren (den Reflexionsbegriffen). Nachdem dann noch durch transzendente Reflexion festgestellt worden ist, welcher Erkenntnisart (Sinnlichkeit oder Verstand) die verglichenen Begriffe angehören, können objektive Urteile gefällt werden. Objektive Urteile resultieren also sowohl aus der Sinnlichkeit als aus dem reinen Verstand. An der Möglichkeit eben dieser Beziehung des reinen Verstandes auf Gegenstände aber begann Kant um diese Zeit zu zweifeln, wohl getrieben vom „skeptischen Geist“ (Kant an Herz vom 7. Juni 1771) der Selbstkritik. In dem Brief an Herz vom 21. Februar 1772, in dem Kant dieses neue (für die Abkehr vom Rationalismus entscheidende) Problem zum erstenmal ausspricht, behauptet er auch, es schon gelöst zu haben. Schwerlich ist diese Lösung schon vollkommen die des reifen Kritizismus, d. h. schwerlich läßt sie den „Gegenstand“ aus der Einwirkung der Kategorie auf die Sinnlichkeit hervorgehen³⁾. Aus den Andeutungen des Briefes geht nur hervor, daß Kant auf der Suche nach den „Quellen der intellektualen Erkenntnis“ „alle Begriffe der gänzlich reinen Vernunft in eine gewisse Zahl von Kategorien“ gebracht hatte und zwar „nicht aufs bloße Ungefähr“ wie Aristoteles, „sondern wie sie sich selbst durch einige wenige Grundgesetze des Verstandes von selbst in Klassen einteilen“. Rein logisch läßt sich dieser außerordentliche, folgenschwere Einfall, die Konzeption der Kategorien und ihres Leitfadens, aus der Suche nach den Quellen der

³⁾ Z. B. ist für den Brief die Beziehung der sinnlichen Vorstellung auf ihren Gegenstand „leicht einzusehen“. Die Empfindung ist „vom Objekt gewirkt“, muß also „als eine Wirkung ihrer Ursache gemäß“ sein. Offenbar rinnen die Begriffe „Gegenstand“ und „Ding an sich“ noch ineinander.

intellektuellen Erkenntnis nicht ableiten ⁴⁾. Der besprochene Absatz der Amphibolie vermag ihn aber, wie ich glaube, psychologisch, begreiflich zu machen. Hier haben wir erstens: die Gegenüberstellung von subjektiven Begriffsvergleichen gegen objektive Urteile, also intellektuale Erkenntnisse, zweitens: ein System von „Vergleichungsbegriffen“ in innigster Beziehung mit Rudimenten einer Urteils-tafel. Ein Gedankenblitz und diese Elemente konnten sich zusammenschließen. Die Reflexionsbegriffe wären also unkritische Vorläufer der Kategorien.

In Kürze wiederholt stellt sich also mein Rekonstruktionsversuch folgendermaßen dar: Um die Leibnizsche Philosophie zu widerlegen, stellt Kant eine Klasse von Begriffen auf, die zu subjektiven Begriffsvergleichen dienen, die aber nebenbei zum Teil in Beziehung zu einer Urteileinteilung stehen. Ungefähr gleichzeitig gelangt Kant von einer ganz andern Seite her, durch den Zweifel an der Verstandes-erkenntnis zum Bedürfnis einer Untersuchung der (objektiven) Urteile. Die Urteileinteilung bildet das Bindeglied zwischen beiden Gedankenkreisen und den Leitfa-den: aus den Reflexionsbegriffen entstehen die Kategorien, von denen sie im reifen Kritizismus nur deshalb nicht teils aufgesogen teils verdrängt worden sind, weil Kant die Amphibolie in ihrer alten Gestalt gegen Leibniz brauchte.

In den beiden besprochenen Absätzen hat also Kant den Ausdruck Reflexionsbegriff erklärt und diese aufgezählt. Er wendet sich nunmehr an die Darlegung ihrer Amphibolie, d. h. ihrer verschiedenen Bedeutung in dem Gebiet der Sinnlichkeit und im Gebiet des reinen Verstandes.

⁴⁾ Daß das Problem von der Möglichkeit intellektualer Erkenntnis — einmal aufgeworfen — zu einer Untersuchung der objektiven Urteile führt, ist logisch notwendig; daß diese Untersuchung mit einer Urteils e i n t e i l u n g beginnt, ist aus der Eigenart des Kantischen Denkens und aus dem Stand der zeitgenössischen Logik (z. B.: Alex. Gottl. Baumgarten, *Acroasis Logica*, 1761, §§ 124—160; Lambert, *Neues Organon*, 1764, *Dianoilogie*, III. Hptst., §§ 121—137) erklärlich; daß aber aus den einzelnen Urteilsarten die Erkenntnis konstituierenden Stamm begriffe resultieren, diese Eigenart der Kantischen Lösung des Problems, will ich durch die Reflexionsbegriffe genetisch erklären.

1. Einerleiheit und Verschiedenheit.

Kant sagt: Mehrere Gegenstände mit vollkommen gleichen inneren Bestimmungen, d. h. von gleicher Qualität und gleicher Quantität, sind für den reinen Verstand ein einziger Gegenstand, ein Individuum. Das ist ja klar; es heißt: diese gleichen Gegenstände fallen unter einen Begriff. Das war also der Gegenstand des reinen Verstandes. Wörtlich fährt Kant fort: „Ist er a b e r Erscheinung“ usw. Zuerst das „Aber“. Dieses Aber beweist, daß Kant hier annimmt, ein Gegenstand des reinen Verstandes und zwar wohlgemerkt ein e r k e n n b a r e r, mit inneren Bestimmungen, mit Qualität und Quantität sei nicht Erscheinung, sondern Ding an sich. Das ist vollkommen der Standpunkt der Dissertation: der reine Verstand erkennt die Dinge an sich, Metaphysik ist möglich. Nebenbei: Qualität und Quantität sind natürlich nicht die Kategorien, die kennt Kant ja hier noch nicht; das beweist schon die umgekehrte Reihenfolge. Die Zugehörigkeit zur gleichen Qualitätskategorie ist viel weniger als die hier geforderte Gleichheit der inneren Bestimmungen und auch die Quantitätskategorie kann nicht gemeint sein, da über Einheit oder Vielheit der Gegenstände mit gleicher Quantität ja erst entschieden werden soll.

Der Gedankengang Kants ist also folgender: Im Bereich des reinen Verstandes, unter den Dingen an sich kann es nicht zwei genau gleiche geben, wohl aber ist dies im Bereich der Sinnlichkeit, unter den Erscheinungen möglich. Ich brauche nur zwei völlig gleiche Wassertropfen gleichzeitig an verschiedenen Örtern anzuschauen. Das Leibnizsche Prinzip von der Gleichheit des Ununterscheidbaren gilt also nur für die Dinge an sich und wurde von Leibniz auch auf Erscheinungen angewandt nur dadurch, daß er fälschlich die Sinnlichkeit lediglich für einen verworrenen Verstand, also Erscheinungen für Dinge an sich hielt. Die Bedingung der Sinnlichkeit aber, der Raum besteht aus einander völlig gleichen und dennoch individualiter verschiedenen Teilen.

Gegen das principium identitatis indiscernibilium hatte Kant schon 1755 in der „Nova dilucidatio“ (sect. II, prop. XI) polemisiert. Dort sagt er: Wenn zwei Dinge in bezug auf die internae determinationes identisch sind, so können sie noch immer durch externae determinationes, d. h. räumlich verschieden sein. Die Amphibolie ersetzt diesen verwaschenen Gegensatz von internae und externae deter-

minationes durch den Gegensatz: Verstand (*internae*), Sinnlichkeit (*externae determinationes*), ohne ihn eigentlich zu klären, da sie ja kein entscheidendes Kriterium zwischen Verstand und Sinnlichkeit angibt.

Übrigens findet sich auch in der ersten Amphibolie der Ausdruck „innere Bestimmungen“ und kehrt dann in der dritten Amphibolie wieder.

2. Einstimmung und Widerstreit.

Kants Gedankengang ist folgender: Im Gebiet der Sinnlichkeit können zwei entgegengesetzte Realitäten einander aufheben, und wenn sie in einem Subjekt verbunden sind, eine dritte Realität hervorbringen. So ergeben z. B. zwei gleich große, entgegengesetzt gerichtete Kräfte mit einem Angriffspunkt Ruhe. Im Gebiet des reinen Verstandes dagegen können Realitäten überhaupt in keinem Widerstreit stehen.

Diese Amphibolie behandelt den Hauptgedanken der vorkritischen Schrift von 1763: „Versuch, die negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen“. Auch die Beispiele für den Widerstreit im Gebiet der Sinnlichkeit: $+3 - 3 = 0$, Kräftepaar, Lust und Unlust sind dieselben. Sonst findet sich kein gemeinsamer Gedanke in beiden Schriften. Wichtig ist dagegen der Punkt, worin sie voneinander abweichen. Der Versuch über die negativen Größen unterscheidet zwischen logischer und realer Opposition, die Amphibolie zwischen Widerstreit im reinen Verstand und in der Sinnlichkeit, zeigt also deutlich die Wendung Kants von einer Ontologie zu einer Erkenntnistheorie. Hervorzuheben ist noch die Bemerkung der Amphibolie, die Realitäten des reinen Verstandes könnten in keinem Widerstreit stehen. Zu ergänzen ist offenbar, daß den Verstandesrealitäten nur Negationen, die ja keine Realitäten sind, widerstreiten können. Hier zeigt sich eine Übereinstimmung mit dem Rationalismus, offenbar Wolffischer Einfluß, nämlich die Gleichsetzung von Realität mit Affirmation. Das merkwürdige ist nämlich, daß es im reinen Verstand ohne Sinnlichkeit überhaupt Realitäten geben soll. Hier, in rationalistischen Einflüssen, dürfte auch die historische Quelle liegen, für die z. B. von Schopenhauer beanstandete Ableitung der Kategorie Realität aus den bejahenden Urteilen.

3. Das Innere und Äußere.

Der Begriff der Amphibolie: das Innere eines Noumenon ist eine Verschärfung des Substanzbegriffs, wie ihn die Rationalisten faßten. Die Rationalisten schließen für ihre Substanz jede kausale Abhängigkeit von anderem Existierenden aus.⁵⁾ Kant geht weiter: Das Innere eines Gegenstandes des reinen Verstandes darf überhaupt „gar keine Beziehung (dem Dasein nach) auf irgend etwas von ihm Verschiedenes“ haben, und impliziert damit den rationalistischen Substanzbegriff, denn wenn etwas gar keine Beziehungen hat, dann ist es auch nicht kausal abhängig.

Der nächste Satz spricht auch richtig von einer substantia, freilich nicht von der substantia noumenon, von der bis jetzt die Rede war, ohne daß bei Kant das Wort Substanz gefallen wäre. Er behandelt die substantia phaenomenon, die im Raum erscheint, d. h. die Materie und konstatiert, daß diese „ganz und gar ein Inbegriff von lauter Relationen“ sei. Den Schluß, daß ihr also eigentlich überhaupt nichts schlechthin Innerliches zukomme, sondern, daß „das, was wir innere Bestimmungen derselben nennen, nur komparativ innerlich“ sei, zieht Kant erst in der dritten Bearbeitung der dritten Amphibolie (Kr. d. r. V., S. 255). Hier in der ersten Bearbeitung (S. 242) heißt es: „die inneren Bestimmungen einer substantia phaenomenon im Raum sind nichts als Verhältnisse“. Freilich wissen wir jetzt nicht, wie bei Erscheinungen Inneres und Äußeres gegeneinander abzugrenzen sind.

Da nun Leibniz auch die Materie fälschlich für ein Noumenon gehalten habe, so hätte er sich auch für diese nach einem Innern, das mehr als Verhältnisse enthält, umsehen müssen, und da seien ihm nur die Data des innern Sinnes, das Denken, geblieben. Das Ergebnis der bei Erscheinungen unberechtigten Forderung nach einem einfachen Innern seien die Leibnizschen Substanzen: die nicht zusammengesetzten, mit Vorstellung begabten Monaden.

Ich glaube aber, daß Kant hier eine quaternio terminorum begeht, indem er das Innere in der Bedeutung des rationalistischen Substanz-

⁵⁾ Z. B. Cartes: princ. I. 51: „res quae ita existit, ut nulla alia re indigeat ad existendum“. Spinoza, Eth. I., def. 3: „quod in se est et per se concipitur“. Das „in“ zeigt wieder die Beziehung zum Inneren. Übrigens wäre Arnold Geulincx, der schon einen durchaus kritizistischen Substanzbegriff hat, hier von den Rationalisten auszunehmen.

begriffs vermengt mit dem innern Sinn. Besonders deutlich wird diese quaternio, wenn man die merkwürdigerweise hier übergangene Zeit hereinzieht und erwägt, daß durch sie der sogenannte innere Sinn auch nur Zusammengesetztes, Verhältnisse, d. h. Äußeres, bietet. Um diesen logischen Fehler aufzuheben, müssen wir also annehmen, daß Kant hier, noch abhängig von der rationalen Psychologie Wolffs, an einen *a u ß e r z e i t l i c h e n* Träger des inneren Sinns, an eine substantielle Seele gedacht hat, die wirklich innerlich ist, d. h. aus mehr als bloßen Verhältnissen besteht. Kant hielt eben damals noch Metaphysik für möglich und dachte noch nicht an die „Paralogismen“, die er ca. 10 Jahre später schreiben sollte.

Ich habe den rationalistischen Substanzbegriff nur hereingezogen, um klarzustellen, wieso Kant überhaupt von seinem Begriff das Innere zu den Leibnizschen Monaden kommt. Das Bindeglied ist eben die Substanz. Interessant ist auch, wie sehr der Substanzbegriff der Amphibolie von der Substanzkategorie abweicht. Die Amphibolie spricht weder von „Etwas, das nur Subjekt, nie Prädikat“ sein kann, noch auch vom Schema der Substanzkategorie, dem im Wechsel Beharrlichen.

4. M a t e r i e u n d F o r m.

Zunächst hebt Kant die grundlegende Bedeutung dieser beiden Begriffe hervor. Bekanntlich spielen sie ja auch in seinem ganzen System, besonders in der Ethik, die allergrößte Rolle. Hat doch Kant in den Prolegomena (§ 49) und in der 2. Auflage der Kr. d. r. V. (S. 401) seine Lehre einen formalen Idealismus genannt und damit die Wichtigkeit der Form betont.

In der Amphibolie folgt die Aufzählung einer Reihe von Spezialisierungen des Begriffspaares: Materie—Form, von denen nur eine von größerem Interesse ist. Kant sagt nämlich (S. 243): „In jedem Urteil kann man die gegebenen Begriffe logische Materie (zum Urteile), das Verhältnis derselben (*v e r m i t t e l s d e r C o p u l a*) die Form des Urteils nennen.“ Das stimmt nicht recht zur Urteilstafel im Leitfaden, die ja die „Formen“ der Urteile (vgl. z. B. Kr. d. r. V., S. 89 und Prolegomena, § 21 a) aufzählen soll. Die *M o d a l i t ä t* der Urteile geht „auf den Wert der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt“ (Kr. d. r. V., S. 92) zurück; wie aber die Quantität sich auf die Copula stützen soll, ist nicht recht einzusehen; mit Qualität

und Relation ginge es noch eher. Jedenfalls aber hat Kant im „Leitfaden“ den Gedanken, die Urteilsformen aus der Copula abzuleiten aufgegeben.

Nach dieser Aufzählung kommt Kant zur eigentlichen Amphibolie. Der Verstand verlange zuerst etwas Bestimmbares und könne erst dann bestimmen; also im Reich der Noumena gehe die Materie der Form vorher. Bei den Phänomenen sei die Reihenfolge umgekehrt; da gehe die Form, nämlich Raum und Zeit, der Materie, d. h. den Empfindungen voraus. Da nun Leibniz, der „Intellektualphilosoph“, die Sinnlichkeit nur für einen verworrenen Verstand gehalten hätte, so habe er keine a p r i o r i s c h e n Anschauungsformen gekannt. Vielmehr habe er zuerst Materie, d. h. seine Monaden angenommen und aus deren Gemeinschaft den Raum, aus der kausalen Verknüpfung ihrer Zustände die Zeit abgeleitet.

Es muß aber hervorgehoben werden, daß der springende Punkt dieser vierten Amphibolie, nämlich der Gedanke von der verschiedenen Reihenfolge von Materie und Form beim Verstand und bei der Sinnlichkeit, dem reifen Kritizismus widerspricht und darum auch aus der zweiten und dritten Bearbeitung der Amphibolie ausgeschaltet ist. Erstens ist in dem besprochenen Abschnitt ganz deutlich von einer zeitlichen Reihenfolge von Materie und Form die Rede ⁶⁾. Der reife und konsequente Kritizismus aber lehnt ein zeitliches Vorhergehen auch der A n s c h a u u n g s f o r m e n vor den Empfindungen entschieden ab und betont nur, daß die Anschauungsformen sinnliche Erfahrung erst ermöglichen (z. B. Kr. d. r. V., B. Einleitung I, Kehrb., S. 647/48).

Zweitens herrscht aber auch genau dieselbe, nicht die umgekehrte Rangordnung zwischen Verstandeserkenntnis und ihrer Form (Kategorien und transzendentaler Apperzeption). Diese Verstandesformen kennt aber der 1. Abschnitt der Amphibolie wie die Dissertation „De Mundi“ noch nicht. Für die Dissertation sind die Materie des mundus intelligibilis Substanzen, Form kommt erst durch das com-

⁶⁾ Es heißt hier (S. 243) nämlich: „Leibniz nahm um deswillen z u e r s t Dinge an . . . u m d a n a c h das äußere Verhältnis derselben . . . d a r a u zu gründen“. Es ist also das „Danach“ vom „Darauf“ unterschieden, woraus folgt, daß das „zuerst“ zeitlich zu fassen ist. Durch das „um deswillen“ wird dieser Sinn unzweideutig auf den vorhergegangenen Satz: „Daher geht im Begriff des reinen Verstandes die Materie der Form vor“ übertragen.

mercium, die Connexio der Substanzen hinein⁷⁾, genau wie hier in der Amphibolie. Der Gedanke, daß die Substantialität selbst eine Form und zwar eine a priorische des Verstandes ist, war noch nicht gedacht. Damit ist die Besprechung des 1. Abschnittes beendet.

Anmerkung zur Amphibolie der Reflexionsbegriffe

ist der zweite Abschnitt überschrieben. Er behandelt dasselbe wie der erste, so daß ich nur seine Abweichungen zu besprechen brauche. Da er die Kategorien schon kennt, die Metaphysik ausschließt, vielmehr stark positivistisch gefärbt ist, muß er mehrere Jahre nach dem ersten Abschnitt abgefaßt worden sein.

Nach einer aristotelisierenden Einleitung, die nur neue Termini, nicht neue Gedanken einführt, stellt Kant das Verhältnis der Reflexionsbegriffe zu den Kategorien fest. Die Kategorien stellen den Gegenstand dar. Die Reflexionsbegriffe vergleichen nur Vorstellungen, ohne auf den Gegenstand Rücksicht zu nehmen. Gerade deshalb müsse man wissen, aus welcher Erkenntniskraft, die verglichenen Vorstellungen kämen, wenn man sich mit der Vergleichung nicht begnüge, sondern von den Gegenständen urteilen wolle.

Eine logische Begründung für die Vollständigkeit der Tafel der Reflexionsbegriffe fehlt auch hier. Dagegen verrät uns Kant sein psychologisches Motiv in den Worten (S. 245): „Unsere Tafel der Reflexionsbegriffe schafft uns den unerwarteten“ (sic!) „Vorteil, das Unterscheidende seines“ (nämlich Leibnizens) „Lehrbegriffs in allen seinen Teilen und zugleich den leitenden Grund dieser eigentümlichen Denkungsart vor Augen zu legen...“

Bei Besprechung der 1. Amphibolie (Einerleiheit und Verschiedenheit) wiederholt Kant seine Polemik gegen das principium identitatis indiscernibilium ohne etwas Neues hinzuzufügen, bei der zweiten (Einstimmung und Widerstreit) gibt er eine Polemik gegen die Leibnizianer, die bei der ersten Bearbeitung gefehlt hat. In die erste Bearbeitung ist offenbar die zweite Amphibolie nur dem Versuch über

⁷⁾ De mundi § 2, I: „Materia... h. e. partes quae hic sumuntur esse substantiae“; § 2, II: „Forma, quae consistit substantiarum coordinatione“.

§ 16: „Mundum autem hic non contemplamur quoad materiam i. e. ... substantiarum naturas..., sed quoad formam h. e. ... nexus ... totalitas“.

die negativen Größen zuliebe aufgenommen worden. Hier, in der zweiten Bearbeitung wendet sich Kant gegen die Auffassung der Übel „als Folgen von den Schranken der Geschöpfe“ und gegen die Möglichkeit, „alle Realität . . . in einem Wesen zu vereinigen“. Diese beiden Behauptungen des Leibnizwolfianischen Lehrgebäudes hätten nur für Noumena Berechtigung.

Die 3. Amphibolie (Inneres und Äußeres) bringt wieder die Ableitung der Monaden aus dem Innern. Hinzugefügt ist eine Polemik gegen die prästabilierte Harmonie.

Die vierte Amphibolie (Materie und Form) läßt, wie schon erwähnt, die eigentliche Amphibolie der ersten Fassung, den Gedanken von der verschiedenen Reihenfolge von Form und Materie im Verstand und in der Sinnlichkeit fallen. Dennoch bringt sie die Polemik gegen die Leibnizsche Lehre von Raum und Zeit, muß sich also nach einer andern Fehlerquelle für Leibniz umsehen. Als Fehlerquelle gibt hier (S. 249) die vierte Amphibolie „eben-dieselbe Täuschung“ an. Dieses „ebendieselbe“ kann sich nur auf den Satz der dritten Amphibolie beziehen, der konstatiert, die Monadologie sei aus dem Irrtum Leibnizens entsprungen, „daß er Inneres und Äußeres bloß im Verhältnis auf den Verstand“ vorgestellt habe (S. 248). Also als Fehlerquelle tritt ein Irrtum Leibnizens in bezug auf Inneres und Äußeres auf. Wir stehen aber bei Materie und Form. Damit ist das vierte Paar der Reflexionsbegriffe eigentlich überflüssig geworden. Und in der Tat decken sich die beiden Begriffspaare Äußeres — Inneres und Form — Materie, wenn man sie scharf fassen will und bezeichnen nichts anderes als Relationen und ihr Substrat.

Das ist leicht nachzuweisen. Alles, was aus Verhältnissen besteht, gehört zum Äußern, so daß für das Innere nichts übrig bleibt, als das „Substratum aller Verhältnisse“, wie es übrigens in der dritten Bearbeitung (S. 254) der Amphibolie definiert ist. Daß die Form genau so wie das Äußere nichts ist als ein Inbegriff von Verhältnissen, geht aus zahlreichen Stellen der Dissertation und der Kritik hervor ⁸⁾.

⁸⁾ De mundi § 4: „forma testatur quendam sensorum respectum aut relationem“. Kr. d. r. V., S. 49: „Dasjenige, welches macht, daß das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann, nenne ich die Form der Erscheinung“. S. 72: „Form der Anschauung . . . enthält nichts als Verhältnisse“.

Da wir also keinen logischen Grund für die Zerspaltung des einen Begriffspaares: Relation — Relationssubstrat, in die zwei Paare: Äußeres — Inneres und Form — Materie angeben können, müssen wir uns nach dem psychologischen Motiv Kants umsehen. Das ist bald gefunden.

Das „Innere“ brauchte Kant, um mit Hilfe der Assoziation „innerer Sinn“ auf die vorstellenden Monaden zu kommen. Überhaupt gebraucht, wie gezeigt worden ist, die erste Fassung der Amphibolie diesen Begriff „das Innere“ in recht verschwommener Bedeutung. Das Paar: Materie — Form tritt in der ersten Fassung der Amphibolie in der unscharfen Gestalt: Bestimmbares — Bestimmung auf (S. 243), da Kant für seine Methode der Leibnizwiderlegung ein Gegenstück im Verstand zu den Formen der Anschauung brauchte und die wirklichen Verstandesformen (die Kategorien und die transzendente Apperzeption), die Relationsbegriffe sind, noch nicht kannte. Da die „Bestimmung“ aber durchaus nicht immer eine Relation sein muß, konnte Kant die Identität von „Form“ und „Äußeres“ entgehen.

Der Irrtum der Leibnizschen Raum- und Zeitlehre ist also in der zweiten Bearbeitung der Amphibolie folgendermaßen erklärt (S. 249): „wenn ich mir durch den bloßen Verstand äußere Verhältnisse der Dinge vorstellen will“, so bleibt nur die „Gemeinschaft der Substanzen“ (Kategorie der Wechselwirkung) und die „dynamische Folge ihrer Zustände“ (Kausalitätskategorie) übrig. Für Leibniz waren also „Raum und Zeit die intelligible Form der Verknüpfung der Dinge (Substanzen und ihrer Zustände) an sich selbst“.

Kant fährt aber fort (S. 250): „Was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht und brauche es nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders als in der Erscheinung vorkommen kann.“ Daß das Intelligible für die normative Ethik bedeutsam sei, ist hier völlig übergangen. Ebenso positivistisch wird das „schlechthin Innerliche“ der Materie als eine „bloße Grille“ abgelehnt, was unter Berücksichtigung, daß das schlechthin Innerliche das Einfache ist, wieder zur Thesis der zweiten Antinomie nicht recht paßt.

Kant geht so weit zu behaupten (S. 252): „daß die Vorstellung eines Gegenstandes als Ding überhaupt nicht etwa bloß unzureichend, sondern ohne sinnliche Bestimmung derselben und unabhängig von empirischer Bedingung in sich selbst widerstreitend sei“. So nahe

wie hier ist Kant dem Empirismus nirgends in der Kr. d. r. V. gekommen. So wird gleich

die dritte Bearbeitung der Amphibolie

dem Noumenon doch wieder eine Bedeutung zuschreiben. Zunächst führt sie aber das dictum de omni et nullo ein. Dieser logische Grundsatz besagt: Was von einem Begriffe gilt, gilt auch von jedem Besonderen, das unter diesen Begriff fällt. Man könne aber nicht sagen (S. 253): „Was in einem allgemeinen Begriff nicht enthalten ist, das ist auch in den besonderen nicht enthalten, die unter demselben stehen.“

Mit Hilfe dieser Erkenntnis wird Leibniz elegant widerlegt, indem gezeigt wird, daß der Satz vom Nichtzuunterscheidenden, der von der Unmöglichkeit des Widerstreits der Realitäten, sowie die Leibnizsche Raum- und Zeitlehre, die alle für allgemeine Begriffe zu Recht bestehen, dadurch, daß eben von charakteristischen Merkmalen der besonderen Dinge der Sinnenwelt abstrahiert wurde, für diese keine Geltung haben. Die Monadenlehre läßt sich nicht nach dieser Methode abtun. Der Symmetrie zuliebe hat aber Kant auch hier ganz äußerlich dieselbe Schablone angewendet. Wichtiger ist die hier auftauchende Erkenntnis, daß der „innere Sinn“ mit dem „Innern“ eigentlich wenig zu tun hat. Kant sagt nämlich, das Innere der Monaden sei „einfach und (nach Analogie⁹⁾ mit unserem inneren Sinn) durch Vorstellungen bestimmt.“ Die transzendente Reflexion tritt in der ganzen dritten Bearbeitung völlig zurück.

Es folgt noch eine Einführung des Noumenon „in einer bloß negativen Bedeutung“ (S. 256) als „unvermeidliche mit der Einschränkung unserer Sinnlichkeit zusammenhängende Aufgabe“ (S. 257). Das Noumenon ist zwar unerkennbar, aber nicht mehr unnötig; es dient dazu, „die Grenzen unserer sinnlichen Erkenntnis zu bezeichnen“ (Kr. d. r. V., S. 258).

Es ist also wirklich gezeigt worden, daß die drei Abschnitte der Amphibolie dreimal dasselbe behandeln, daß sie aber aus verschiedenen Zeiten stammen müssen, da der erste ein erkennbares Noumenon annimmt, der zweite das Noumenon rundweg ablehnt, der dritte aber das Noumenon zur Abgrenzung des

⁹⁾ Von mir gesperrt. E. Z.

Erkennbaren wieder heranzieht. Auffallend ist nur, wie die Disposition ja die ganze Methode, die historisch aus dem Gedankenkreis der ersten Bearbeitung erwachsen ist, geradezu als Fossil in die zweite und dritte Bearbeitung hineinragt, wiewohl sie den inzwischen geklärten Begriffen nicht mehr standhalten sollte. Das glaube ich durch meine Erörterung des „Innern“ und des Begriffspaares Form — Materie gezeigt zu haben. So gibt ferner die ganze Amphibolie keine vollkommen scharfe und dabei immanente, auf das Ding an sich verzichtende, d. h. metaphysikfreie Abgrenzung der Sinnlichkeit gegen den Verstand ¹⁰⁾, und wiederholt so im Kleinen einen methodischen Mangel der Kr. d. r. V. im Großen. Dies läßt auf ein starkes „architektonisches Interesse“ (vgl. Kr. d. r. V., S. 390) Kants schließen, auf einen Widerwillen gegen alles Verschwommene, der Abgrenzung und Starrheit einmal gewonnen, unter keinen Umständen wieder aufgab. Dennoch sollte aber eine kritische Philosophie ihren Inhalt immer auf ihre Methode anwenden und so dem Gang eines gleichen, der bei jedem Schritt sich selbst auf den Fuß tritt, um zu spüren, ob er stehe.

* * *

Erst unmittelbar vor dem Druck dieser Arbeit ist mir die Dissertation von Oskar Döring: Der Anhang zum analytischen Teile der Kr. d. r. V. über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe, Leipzig 1904, bekannt geworden. Wenn auch Döring sein Thema nur „exegetisch und kritisch beleuchten“ will, ich aber von vornherein die Abfassungszeiten in den Vordergrund gestellt habe, so erfordert es doch die Gründlichkeit, daß ich Einiges über Dörings Resultate sage.

Zunächst hätte ich meine Bemerkung, daß die Amphibolie die Angabe unterläßt, wie es denn zu erkennen ist, ob eine Vorstellung zur Sinnlichkeit oder zum Verstand gehört, schon aus Dörings Schrift

¹⁰⁾ Diese Bemerkung richtet sich nicht gegen die Annahme des Dings an sich — die Kritik Jakobis, Änesidemus-Schulzes und Fichtes hat hier eingesetzt — sondern gegen seine Verwendung als Einteilungsgrund. Die Ausdrücke Spontaneität und Rezeptivität lassen sich nur als Tun und Leiden des intelligiblen Ichs gegen das Ding an sich verstehen (vgl. die Erklärung Kants gegen Beck und Fichte vom 17. August 1799). Ein Faktum aber, das — wie erst der reife Kritizismus erkannt hat — sich notwendig außerhalb des Bewußtseins abspielt, ist als unterscheidendes Merkmal für Bewußtseinsinhalte ungeeignet.

(S. 35) schöpfen können. Auch die nahe Verwandtschaft der beiden Begriffspaare Inneres—Äußeres und Materie—Form untereinander und mit dem dritten Paar Substanz — Akzidenz hat Döring erkannt (S. 44); dagegen übersieht er, daß hier nicht die Substanz *kategorie*, sondern der rationalistische Substanzbegriff in Betracht kommt, da er eben die verschiedenen Abfassungszeiten der drei Teile der Amphibolie gar nicht bemerkt.

Diese Vernachlässigung der Entwicklung des Kantischen Denkens beeinträchtigt, wie mir scheint, auch die Richtigkeit seiner sonstigen Resultate, so seiner Untersuchung der Reflexion. Durch Konfrontation sämtlicher Stellen über die Reflexion aus allen drei Bearbeitungen der Amphibolie und einiger Stellen aus Kants Logik (Jäsche 1800), Anthropologie und der Abhandlung über „Philosophie überhaupt“ (1794) gelangt er zu einer Vierteilung der Reflexion in eine ästhetische, eine Reflexion im besonderen, eine logische und eine transzendente (die reine Anschauungen miteinander vergleichen soll) (S. 29). Dagegen möchte ich hier die Konsequenzen meiner *Datierung* für die Auffassung der Reflexion andeuten und so eine Ergänzung meiner Arbeit versuchen. Zunächst beschränke ich mich auf die Amphibolie in der ersten Fassung. Diese kennt erstens eine *logische* Reflexion, die „bloße Comparation“ (S. 240), d. h. Vergleichung von Begriffen ist und „von der Erkenntniskraft, wozu die gegebenen Vorstellungen gehören, gänzlich abstrahiert“ (S. 240). Diese logische Reflexion ist identisch mit dem *usus intellectus logicus* und findet sich auch in der Dissertation *De mundi* (§5 „per reflexionen secundum usum intellectus logicum“). Zweitens spricht die erste Fassung der Amphibolie von der *transzendenten* Reflexion; sie ist auf die Erkenntnisquelle der verglichenen Vorstellungen gerichtet. Reflexionsbegriffe sind also — man hüte sich vor der Analogie „Verstandesbegriff“ oder „Vernunft-idee“ — I. Begriffe, die zur logischen Reflexion dienen; II. Begriffe, bei denen transzendente Reflexion vonnöten ist, damit keine Amphibolie entstehe. Die logische Reflexion kommt nur in der ersten Fassung der Amphibolie vor, die transzendente in der ersten und zweiten Fassung, in der dritten Fassung sind beide durch das dictum *de omni et nullo* entbehrlich geworden. Es scheint mir nun aber nicht zulässig zu sein, alle Stellen in Kants Schriften, in denen von Reflexion oder reflektieren die Rede ist, unter einen Hut zu bringen und zur Interpretation der Amphibolie heranziehen, wenn auch die

Reflexionsdefinition in der Schrift „Über Philosophie überhaupt“ logische und transzendente Reflexion der Amphibolie umfaßt. Die übrigen Stellen aber (z. B. Kr. d. r. V. S. 272, Kr. d. Urt.-Kr. Einleitg. IV, Logik §§ 1, 5, 6, 19, 82, Anthropologie § 4 letzte Anmerkung, §§ 6, 7, 9, 17, Vorlesungen über Psychologie, herausgegeben von Du Prel nach Poelitz 1889, S. 16, 18, 25, 26, 27) rechnen zwar alle die Reflexion zu den oberen Seelenvermögen (Spontaneität) bringen mich aber zur Überzeugung, daß hier einer der am meisten schwankenden Ausdrücke der ganzen Kantischen Terminologie vorliegt.

Auch bei seiner Unterscheidung zwischen Vergleichen und Urteilen scheint mir Döring (S. 41) die richtige Auffassung (Vergleichen — subjektiv; Urteilen — objektiv) zu verfehlen. Dagegen danke ich Döring den Hinweis auf die §§ 23—30 von *De mundi* und damit eine neue Stütze für meine Datierung. Es zeigt sich nämlich wieder, wie nahe die Amphibolie der Dissertation von 1770 steht. So bespricht der § 23 das „*sensitivae cognitionis cum intellectuali contagium*“, § 24 die „*permutatio intellectualium et sensitivorum*“ und die daraus entstehenden „*principia fallendi intellectus per omnem metaphysicam pessime grassata*“. Die folgenden §§ 27—30 geben Beispiele solcher falscher Sätze nur nicht aus der Leibnizschen Philosophie, wie die Amphibolie es tut.

Die zweite Hälfte der Döringschen Dissertation bringt aus Kants Schriften eine reichhaltige Zusammenstellung und Vergleichung von Stellen, die auf Leibniz Bezug haben.